

Maputos Mülleimer als einzige Alternative

Deutsche Entwicklungshelfer versuchen mit Projekten, Mosambiks ehemalige Soldaten von der Straße zu holen

Von Michael Netzhammer (Maputo)

Sonne und Strand. Den Kurztrip nach Maputo hat sich der südafrikanische Minenarbeiter Francisco Hungwane in den schönsten Farben ausgemalt. Doch auf dem Weg in die mosambikanische Hauptstadt wird er von fünf Straßenräubern angehalten. Sie entwenden sein Geld, stehlen das Auto und lassen ihn gefesselt zurück. Als er Stunden später bei der Polizei Anzeige erstattet, erhält er die wenig tröstliche Auskunft, daß er an diesem Samstag bereits das vierte Opfer der schwerbewaffneten Gang gewesen war.

Seit der Bürgerkrieg zu Ende ist, nehmen die bewaffneten Überfälle auf den Straßen Mosambiks zu. Unter den Banditen tummeln sich sowohl Soldaten der sozialistischen Regierungarmee als auch ehemalige Guerillakrieger von Afonso Dhlakama. Über 100 000 Mann wurden seit dem 1992 geschlossenen Friedensvertrag entlassen. Die meisten von ihnen sind in ihre Heimatdörfer zurückgekehrt. Andere hungern in den Städten herum.

Daß die Ex-Soldaten die Entwicklung des Landes gefährden könnten, war allen Beteiligten bereits bei den Friedensverhandlungen bewußt. Deshalb beschlossen die Bürgerkriegsparteien unter Federführung der Vereinten Nationen, den entlassenen Soldaten bis November 1996 ihre Löhne zu zahlen; sechs Gehälter aus der Regierungskasse, 18 von internationalen Gebern. Rund 75 000 Metical werden pro Monat ausbezahlt. Das sind etwa 15 Mark. Die reichen nicht zum Überleben.

Entsprechend wütend sind viele Soldaten. Um ihren Forderungen nach Arbeitsplätzen Nachdruck zu verleihen, entführten Ex-Renamo-Kämpfer zwei Entwicklungshelfer und hielten sie als Geiseln fest. Erst nach der Intervention von Renamochef Afonso Dhlakama wurden die Entführten freigelassen. Die Aktion sorgte für Aufsehen. Jobs brachte sie nicht.

Denn die sind in dem ausgebluteten Land rar. Nur zwei Prozent der sieben Millionen Arbeitskräfte verdienen ihren Lebensunterhalt im formalen Sektor. Um die wenigen freien Stellen konkurrieren die ehemaligen Soldaten mit den etwa 1,7 Millionen zurückkehrenden Flüchtlingen. Zweidrittel aller Mosambiker lebt unter der Armutsgrenze. „Für viele sind die Mülleimer Maputos eher eine Perspektive als die Vorstellung, wieder auf die Felder zurückzukehren oder sich ins Heer der Arbeitssuchenden einzureihen“, sagt Rudolf Mutschler von der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ).

Um die soziale Lage zu verbessern, hat die Bonner Regierung mit anderen Geberländern ein Hilfsprogramm gestartet. In vier Provinzen soll die GTZ mit Hilfe eines „Offenen Reintegrations-Fonds“ demobilisierte Soldaten „von der Straße holen und ihnen eine Perspektive schaffen“, formuliert Projektleiter Mutschler das Ziel. Ohne die übrigen Dorfbewohner vor den Kopf zu stoßen. Denn die sind auf die Ex-Soldaten schlecht zu sprechen, weil sie ohne einen Finger zu krümmen, weiterhin ihre Löhne erhalten. Und jetzt sollen sie auch noch bei der Jobverteilung bevorzugt werden? „Nein“, sagt Mutschler. Erstens stehe das Projekt auch zurückkehrenden Flüchtlingen offen. Um Bewohner und Soldaten miteinander auszusöhnen, sollen die beschäftigten Soldaten Kranken-



Sie sollen jäten, hacken und pflanzen statt kämpfen: Ein Ex-Soldat in Mosambik bei der Feldarbeit. Die Eschbomer GTZ fördert dort schon 50 entsprechende Projekte. (Bild: Clive Shirley)

stationen bauen, Straßen ausbessern, kurz: ihre Arbeit dem Gemeinwohl dienen.

In knapp einem halben Jahr hat Mutschler seit September 1994 bereits 50 Projekte gestartet. Darunter auch solche, die Ex-Soldaten lediglich für wenige Monate beschäftigen, um beispielsweise das Gebäude einer Schule zu errichten. Eine qualitative Ausbildung ist das natürlich nicht. „Wer aber in Mosambik eine Mauer ordentlich hochziehen kann, der hat auch auf anderen Baustellen bessere Karten.“ Bisher produzieren demobilisierte Soldaten Lehmziegel, betreiben Kioske, werden zu Kellnern ausgebildet, schreimern oder arbeiten in der Landwirtschaft. Auf der Farm von Enrico Vascho etwa. Über 105 ehemalige Kämpfer von beiden Seiten pflanzen Sonnenblumen, jäten, hacken und schwitzen gemeinsam. In drei Monaten soll geerntet und Öl gepreßt werden.

Die Landarbeiter erhalten rund 100 000 Metical — etwa 20 Mark — im Monat. Das ist nicht viel. Doch Valentin Gidone ist froh, daß er den Job bekommen hat. Sieben Jahre kämpfte der 33jährige auf Seiten der Regierungstruppen. Als er im vergangenen Jahr in seine Heimatstadt zurückkehrte, stand er vor dem Nichts.

Wenn das Gelände erst einmal bepflanzt ist, soll er fünf Hektar Land betreuen. Dafür zahlt der Farmer ein Gehalt. Zusätzlich darf er 30 Prozent des Landes für seinen eigenen Bedarf bebauen. Die Realität sieht freilich anders aus. Zwei Monate ist der Farmer mit den Löhnen im Verzug, obwohl die GTZ die Ölpreisse und den größten Teil der Löhne finanziert. GTZ-Mitarbeiter Rainer Tumb hofft, daß sich die Zahlungsmoral des Be-

sitzers verbessert, sobald das erste Öl vermarktet ist, sofern die Sonnenblumen überhaupt gedeihen. Denn wieder einmal ist der Regen zwischen Dezember und Februar ausgeblieben. „Es hat fast gar nicht geregnet und dann gleich so heftig, daß der Boden das Wasser gar nicht aufnehmen konnte“, klagt Rainer Tumb. Auf diese und andere Faktoren haben die deutschen Entwicklungshelfer keinen Einfluß.

Als in der 15 000 Einwohner zählenden Stadt Catadanga mal wieder die Schweinepest ausbrach, wollte Mutschler rüdig helfen. Immerhin starben an der Seuche über 100 Kinder, verendeten zahllose Tiere. Der Plan war einfach: Fünfzig „Demobilisierte“ bauen Ställe, damit die freilaufenden Schweine die Krankheit nicht ausbreiten und rücken der Seuche dann mit Chemikalien zu Leibe. Umgehend wurde ein Vertrag mit der Stadtverwaltung aufgesetzt. Die Mittel standen bereit.

Dann passierte drei Monate nichts mehr. „Die Behörden waren nicht in der Lage, Holz und Zement zu organisieren“, klagt Mutschler. „Weil das Bauholz vor Ort ein paar Pfennige teurer war als in der Provinzstadt Chimoio, verstrichen zwölf Wochen.“ Die Löhne für die Ex-Soldaten aber überstiegen die eingesparten Pfennige bei weitem. „Es fehlen Planer, die Entscheidungen treffen und komplex denken können. Selbst wenn das Geld vorhanden ist, stecken die Leute den Kopf in den Sand, sobald ein kleines Problem auftaucht“, erzählt Mutschler. Vorfälle wie in Catadanga sind in Mosambik die Regel. An geschäftsträchtigen Ideen mangelt es den Mosambikern freilich nicht. Seit das deutsche Projekt bekannt ist, ste-

hen jede Woche zahlreiche Menschen vor dem Büro in Chimoio. Alle wollen sie Ex-Soldaten beschäftigen. Die meisten Anträge werden abgelehnt. „Weil wir die Löhne bezahlen, wollte ein Farmer 20 Ex-Soldaten einstellen. Seine bisherigen Arbeiter hätte er gefeuert“, erzählt Rainer Tumb.

Es gibt kaum Projekte, die die nötigen Führungsqualitäten nachweisen können. „Aufgrund der jahrzehntelangen Zerstörung des Landes fehlt es an lokalen Organisationen, die nicht nur den Willen, sondern auch die Fähigkeiten haben, selbst kleine Projekte umzusetzen“. Private Initiativen werden künftig den Vorzug gegenüber staatlichen Organisationen erhalten. „Ihre Verwaltung ist einfacher und sie beschäftigen mehr Soldaten“, weiß Rudolf Mutschler aus seiner bisherigen Erfahrung. Ein grundsätzliches Problem bleibt: Weil jedes der Projekte allenfalls 2000 bis 25 000 Dollar erhält, übersteigen die Kosten für eine gewissenhafte Überprüfung der Antragsteller fast die angegebenen Summen für die kleinen Projekte. „Deshalb ist es extrem teuer, die Gelder für Ex-Soldaten sinnvoll zu verwenden“, gibt der Projektleiter unumwunden zu. Trotz dieser Einschränkungen ist Rudolf Mutschler zuversichtlich. Bis Ende 1996 hofft er, fast 7000 Leute befristet oder langfristig mit Jobs und Geld versorgen zu können. Mit dem eingesetzten Geld „schaffen wir Kaufkraft in der Region.“ Allerdings ist der „Offene Reintegrations-Fonds nicht in der Lage die wirtschaftliche Situation in Mosambik auch nur ansatzweise zu ändern“, sagt Mutschler selbstkritisch. Die Überweisungen sind nicht mehr als Tropfen in ein leckes Faß.